

LESEPROBE „DAS LETZTE ZIMMER“

Charlotte Richter-Peill

Das letzte Zimmer

1. Aufbruch

Noch immer kein Lebenszeichen von Meret. Allmählich beunruhigte mich das inzwischen mehrwöchige Schweigen meiner besten Freundin. Mich beunruhigte außerdem, dass der siebte August näher rückte. Der Tag, an dem mein Vater gestorben war. Im August ging es mir nie besonders gut.

In dem Versuch, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, begann ich zu putzen, Ordnung in meiner Wohnung zu schaffen. Die Gummibänder, die an einem Haken über der Spüle hingen, sortierte ich nach Farben. Meine Schuhe stellte ich blank poliert und mit sauberen Sohlen in einer Reihe neben der Fußmatte auf. Meine Bücher, die sich im Küchenschrank und auf dem Spülkasten der Toilette und überall in meiner Wohnung stapelten, entstaubte ich und schob sie Rücken an Rücken in die Regale.

Draußen ging die Sonne unter. Ich verstaute das Putzzeug, schob eine Pizza in den Ofen und setzte mich an den Küchentisch. Regentropfen tippeten gegen die Scheibe. Ich blätterte eine Illustrierte nach der anderen durch, versuchte meinen Kopf leerzublättern, wärmte den Kakao von gestern auf, verschlang die Pizza und stopfte eine halbe Packung Vanille-Eis nach. Mein Hunger war nicht zu stillen. Ein alter Hunger, gegen den nur ein Mittel half.

Ich kochte frischen Milchreis - das Zeug aus dem Kühlregal kam mir nicht auf den Teller -, streute Zimt und Zucker in einer dicken Schicht darüber und aß das Ganze heiß. So heiß wie möglich. Später schrubbte ich den Herd und spülte das Geschirr. Mein Bauch drückte gegen den Bund meiner Jeans. Mit einer Wärmflasche legte ich mich ins Bett und hoffte, dass es morgen besser würde.

Die Nacht war schlimm. Ich lief durch einen Traum, in dem mich die Fetzen zerrissener Briefe umtanzten wie ein böses Schneegestöber. Die Schnipsel flogen mir ins Gesicht, in die Augen, den Mund. Ich versuchte sie abzuwehren. Immer mehr Papier schneite auf mich herab. Um mich herum gab es kein Fleckchen Luft mehr zum Atmen. Dann begannen die Schreie. Ich fiel zwischen den Schreien hindurch in mein Bett. Mit pochendem Herzen lag ich da und versuchte in die Wirklichkeit zurückzufinden. Noch

immer hörte ich die Schreie. Es war eine Katze im Hinterhof. Ich lauschte, gebannt zunächst, dann erleichtert, als die Schreie sich entfernten. Die Digitalanzeige des Radioweckers sprang auf 4 Uhr 49. Mein Magen schmerzte, mein Kopf fühlte sich schwer an. Ich konnte nicht aufhören zu denken, und alle meine Gedanken waren dunkel und traurig.

Um halb sechs lag ich noch immer wach. Wieder und wieder versuchte ich aufzustehen und schaffte es nicht. Ich tauchte in einer zähen Masse, die in mir ausgegossen war. Im Haus gegenüber begann ein Baby zu weinen. Ich schaute an die Decke, auf das schwarzgraue Spinnennetz, das dort im Luftzug schaukelte. Das Spinnennetz gefiel mir, es sah so zart und geduldig gewoben aus. Ich überlegte, ob ich mir einen Becher Nescafé kochen und mich richtig wecken sollte, doch ich blieb liegen. Je länger ich lag, desto sinnloser erschien es mir, diesen Tag zu beginnen, ihn herzubringen, ihn irgendwie durchzustehen. Wozu mir die Zähne putzen, mich anziehen, mein Leben leben. Reglos lag ich da. Hier, im Morgengrauen, spann es mich ein, kalt und atemberaubend, das Dunkel, das ich seit Tagen so deutlich gespürt und gegen das ich mich zu guter Letzt mit Pizza und Milchreis zur Wehr gesetzt hatte.

Schweiß sammelte sich in meiner Kehlgrube und in meinem Bauchnabel. Das Laken umschlang meine Beine wie ein feuchter Wickel. Das Dunkel wuchs. Und wie immer, wenn es wuchs, war es hungrig. In mir war das Schlaraffenland, dorthin wollte es, wollte sich in meinen Magen bohren, meine Lungen verschlingen, mir das Herz wegfressen, es wollte mich leeren und das leere Gefäß, in das ich mich verwandeln würde, mit sich selbst füllen, klebrig und grau, sehr weich, sehr endgültig.

Mit der Zeit hatte ich eine gewisse Fertigkeit in der Kunst entwickelt, dem Dunkel auszuweichen, es nicht anzusehen, so dass es zurücksank in seinen kalten, schweren Schlaf. Ich konnte arbeiten, studieren, Freunde treffen. Ich konnte mich verlieben, konnte mich in Schokolade stürzen, zu Hollywood-Schnulzen weinen, auf Partys gehen, mir noch ein Referat aufhalsen und noch eins und noch eins und eine Zeit lang glauben, begeistert und voller Zuversicht zu leben.

Jetzt lag ich festgeklebt in meinem Bett.

Ich durfte nicht liegen bleiben. Warten war Gift. Ich musste diesen Tag beginnen, ihn in Angriff nehmen, das wusste ich. Von dem Moment an, da ich mich bewegte, würde es leichter werden. Den Tag hinter mich bringen, es wäre nicht das erste Mal.

Wie gern wollte ich glauben, dass es nur um das Aufstehen ging. Dass es von diesem Punkt an erträglicher würde.

Ich schlüpfte in meinen Morgenmantel, tappte in die Küche und schaltete den Wasserkocher ein. Drei Löffel Nescafé. Auf der Suche nach der Zuckerdose entdeckte ich zwischen einem Stapel Krimis und dem Olivenöl Merets letzte Postkarte. Lange betrachtete ich die grauweiß gebänderten Kieselsteine, zwischen denen sich ein einzelner Klatschmohn hervorschob, der Stängel fast zu zart für den feurigroten Blütenschirm. Die Feuermohnkarte war vor vier Wochen eingetroffen. Seither kein Wort mehr von Meret. In diesem Moment, an diesem Morgen kam mir zum ersten Mal in den Sinn, dass etwas passiert sein könnte.

Ich sollte ihr noch einmal schreiben, dachte ich. Doch Schreiben schien sinnlos, schon allein deshalb, weil sie nicht antwortete.

Ich könnte fahren, dachte ich. Nach Mühlenstedt. Ich könnte meine Freundin suchen. Ein paar Sekunden stand ich da, die Karte in der Hand; eine Stunde später warf ich meine Reisetasche in den Kofferraum und stieg in meinen Polo. Unter einem Wust von Papiertaschentüchern, Schokoladenpapier und Plastiktüten kramte ich einen Autoatlas hervor, der nur noch von einem Streifen Paketband zusammengehalten wurde. Ich schaltete das Radio ein. „Hotel California“. Ich war auf dem Weg. Wie Meret vier Monate zuvor.

An einem Tag im Frühling war sie losgefahren, ins Blaue, nach Irgendwo. Meret, die ihren Roman woanders schreiben wollte. Nicht in Hamburg. Keine Horrorheftchen mehr. Einen richtigen Roman. Eine Woche später war der erste Brief eingetroffen.

Esther! Das glaubst du nicht! So was von idyllisch! Zu idyllisch, könnte man sagen, aber im Moment genieße ich das nur.

Meret hatte das Ziel ihrer Reise erreicht. Ein Städtchen mit knapp fünftausend Einwohnern, einem Kino, einer Bibliothek, Sonnenuntergängen in Technicolor und dem Namen Mühlenstedt.

Die Pension Moormann muss ein Trick sein. Stell dir vor: ein Zimmer zum Verlaufen, tolles Essen und das für fünfzehn Mark am Tag. Zzum Lachen. Übrigens, ich habe wirklich zu schreiben begonnen. Dieses Mühlenstedt ist der richtige Ort. Ich glaube, das wird gut. Ich werde noch eine Weile bleiben.

Fröhlich hatte dieser erste Brief geklungen. Ich hatte heißes Wasser über meinen Nescafé gegossen, Papier und Kugelschreiber hervorgeholt und mir viel Zeit genommen, Meret zu antworten. Ich vermisste meine Freundin. Und zugleich freute ich mich für sie.

Mehrere Wochen vergingen. Sieben Briefe. Acht. Ich fragte mich, wann Meret neben den vielen Briefen Zeit fand, ihren Roman zu schreiben. Vielleicht war sie in eine Art Schaffensrausch geraten.

Noch einige Wochen später. Inzwischen trafen die Briefe seltener ein. Immer seltener. Aus Gewohnheit schickte ich auch weiterhin Post nach Mühlenstedt. Die Antworten meiner Freundin schrumpften. Eilig hingekritzelte Sätze, die kaum noch eine Karte füllten. Mühlenstedt wurde nicht mehr erwähnt. Jetzt ging es um den Roman. Offenbar gab es Probleme. Die ersten Kapitel hatte sie verworfen. Die anfängliche Euphorie war verschwunden.

Das Schreiben verändert mich, Esther. Früher habe ich mich auf das verlassen, was mir in den Kopf kam. Je angestrender ich mir jetzt etwas auszudenken versuche, desto leerer wird es in mir. Und dann die Nächte. Stundenlang liege ich wach. Manchmal fürchte ich mich. Erinnerst du dich an die Mauer, von der ich dir erzählt habe? Da ist diese Tür in der Mauer, erinnerst du dich auch an die? Ich kann die Tür nicht mehr schließen. Das, was auf der anderen Seite ist, drückt dagegen, drängt herein. Davor habe ich Angst.

Wieder und wieder las ich diese letzten beiden Sätze. Schließlich faltete ich den Brief zusammen, nahm meine Jacke vom Haken und drehte eine Runde im Stadtpark. Wind zerzauste das Gefieder der Krähen. Eichhörnchen wühlten in den Abfallkörben.

Ja. Merets Brief beunruhigte mich. Die Mauer. Die Tür in der Mauer. Wenn sich Meret eine neue Geschichte ausdachte, ging sie durch diese Tür, als müsste sie erst in eine andere Welt eintreten, ehe sie schreiben konnte.

Ich wusste nicht, was sich auf der anderen Seite der Mauer befand. Vielleicht lag dort ein Land, in dem die Steine Gesichter hatten und der Mond mit schriller Stimme kicherte. Vielleicht traf Meret dort Geschöpfe mit weißen Augen, die niemals blinzelten – eine unauslotbare Welt, in der alles überall hinführen konnte.

Du musst mal Pause machen, schrieb ich.

Unmöglich, schrieb sie. *Die Zeit dieser Geschichte ist jetzt.*

Weil niemand sie von ihrem Entschluss abbringen würde, schickte ich Durchhalteparolen und ein Päckchen mit Schokoladentrüffeln. Sie schwieg. Noch einmal las ich ihre letzte Karte. Und noch einmal. Ich las die Karte so oft, bis sich eine gewisse Klarheit einstellten.

Der Roman war nicht das Problem. Meret war verwirrt. Meret hatte sich verliebt. Das war es, was ich glaubte. Es hatte sich, in Nebensätzen gut versteckt, ein Mann in ihre

Briefe geschlichen. Erik Mollner. Das war der Name. Die Methode, mit der sie sich immer wieder an ihn herangeschrieben hatte, um dann doch zurückzuweichen, schien mir eindeutig. Eindeutig für eine Frau wie Meret. Nichts war ihr mehr zuwider, als ihre Gefühle auszubreiten, damit andere sie durch eine Lupe betrachten konnten.

Natürlich beschäftigte ich mich in dieser Zeit nicht nur mit Meret. Die Semesterferien hatten begonnen, und mit ihnen mein Job in dem Imbiss-Lokal, in dem Meret und ich seit zwei Jahren arbeiteten: ich, um mein Germanistik-Studium zu finanzieren, sie, weil der Horrorheftchen-Verlag, für den sie schrieb, zu oft an Aufträgen sparte. Ich arbeitete gern in dem Imbiss. Ich mochte es, mich stundenlang mit Grillhähnchen und Softdrinks zu beschäftigen. Mein Denken konnte sich dabei erholen. Sogar die Fett- und Frittierdünste roch ich inzwischen gern.

Die Tage vergingen. Jever zapfen, getrocknetes Ketchup von den Resopaltischen kratzen, Chicken-Burger in die Mikrowelle schieben und in meiner spärlichen Freizeit eine lang aufgeschobene Hausarbeit beenden. Aber ich tat noch mehr. Mit dem Heranrücken des Augusts wickelte ich die Erinnerung an meinen Vater, die sich nun immer häufiger meldete, jeden Abend ein bisschen fester in ein dickes, dunkles Tuch. Dieses Päckchen legte ich in die unterste Schublade meines Schreibtisches.

Die Erinnerung blieb nicht an dem ihr zugewiesenen Platz. Nachts verließ sie die Schublade und ging auf Wanderschaft. Starr lag ich in meinem Bett und sah sie über den Boden in meine Richtung kriechen. Ich knipste das Licht an. Die Schublade war zu. Natürlich war sie zu. Trotzdem konnte ich nicht wieder einschlafen. Ich legte ein Video ein; etwas Lustiges mit Julia Roberts. Dazu eine Tafel Schokolade, vielleicht auch zwei. Die Unruhe blieb. Sie klebte an meinen Gedanken, stahl ihnen das Helle und das Leichte, ließ sie dunkel und schwer zurück und ...

Der Herd.

Hart trat ich auf die Bremse. Hatte ich den Herd abgestellt? Ich fuhr an den Straßenrand. Gestern Abend, Pizza Funghi, der Boden des Backrohrs verklebt von dem Käse, der heruntergetropft war. Bevor ich ins Bett gegangen war, hatte ich eine Viertelstunde lang an den Spritzern herumgescheuert. Immer, wenn ich meinen Herd reinigte, zog ich den Stecker. Ich hatte ihn nicht wieder angeschlossen, so weit wenigstens reichte die Erinnerung. Ich kehrte auf die Straße zurück.

Es wurde immer wärmer. Ich kurbelte das Fenster herunter. Der Fahrtwind sauste herein und griff in mein Haar. Ich fühlte mich besser als seit Tagen. Es war gut,

unterwegs zu sein. Die Wolken am Himmel hatten sich aufgelöst. Um mich war es hell und weit.

Gegen Mittag verließ ich die großen Straßen. Es folgte ein Gewirr von Kreuzungen und Abzweigungen, das nur ein Ziel zu verfolgen schien: mich so weit wie möglich vom bewohnten Teil der Welt zu entfernen. Immer häufiger sah ich in den Atlas. Immer ratloser. Mühlenstedt versteckte sich in dem Falz zwischen zwei Seiten. Das Spinnennetz der Wege, die zu dem Falz führten, bestand fast ausschließlich aus zerrissenen Fäden. Südwesten war jedenfalls richtig. Blieb zu hoffen, dass Südwesten die Richtung war, in die ich fuhr.

Zu beiden Seiten der Straße floss die Landschaft in Wellen dahin. Bald würde ich Merets Geheimnis lüften. Ich würde sie wiedersehen und Erik Mollner kennen lernen. Alles kam mir plötzlich leicht vor. Schon die Fahrt war ein Genuss. Nicht einmal mehr Kreuzungen gab es hier noch - kein Rechts, kein Links, nur einen Weg, dem ich folgen musste. Kein Problem.

In sanften Kurven schlängelte sich die Straße um Kornfelder herum und an Flüssen entlang. Die Silhouette einer Burgruine hob sich kurz gegen den Himmel ab, zerfrante und verschwand. Ringsum von Bäumen gekrönte Hügel, die sich im Licht auflösten, eine Landschaft wie von einem Impressionisten gemalt. Der Asphalt flirrte in der Hitze. Ich zog einen Schokoriegel aus dem Handschuhfach. Warmes Karamell zog Fäden zwischen meinen Zähnen. Nach zwei Bissen legte ich den Riegel beiseite. Auf einmal merkte ich, wie sehr ich mich auf Mühlenstedt freute; ich freute mich auf einen Badesee mit kreischenden Kindern, auf hausgemachten Apfelstrudel und über allem eine puddinggelbe Sonne. Auch mit weniger freundlichem Wetter ließe sich leben. Nichts Schöneres als ein verregneter Nachmittag in einer gemütlichen Pension. Genau genommen wusste ich nichts über Pensionen. Doch ich konnte mich immer deutlicher sehen, unter einem Reetdach, in einem verwinkelten Zimmer voller Bauernmöbel, und dort das ausladende Bett, in dem ich schlafen würde wie ..., nun, jedenfalls besser als letzte Nacht.

Und dann Meret, die sich freuen würde, mich zu sehen. Oder auch nicht. Die, alles war möglich, vielleicht keine Zeit für mich haben würde. Weil irgendwo in Mühlenstedt dieser Erik Mollner lebte. Und weil es den Roman gab. Mit dem offenbar nicht alles lief, wie es laufen sollte.

Ein leises Unbehagen meldete sich. Mein letztes Gespräch mit Meret fiel mir ein. Das Unbehagen wuchs.

Bei unserem letzten Treffen hatte Meret von einem See erzählt. „Früher sind meine Eltern mit uns im Sommer oft dorthin gefahren“, hatte sie gesagt. „Schwarz wie Teer war dieser See. Im Wasser konnte man überhaupt nichts sehen. Mein kleiner Bruder hat sich nie getraut, da reinzuspringen. Es lag an der Schwärze. Er fürchtete sich vor dem, was dort unten lebte – Ungeheuer, Kraken, Riesenquallen. Er sprang nie. Er fand nie heraus, dass es in dem See keine Riesenquallen gab.“

„Und was heißt das jetzt?“, hatte ich gefragt.

„Keine Ahnung.“ Sie hatte die Stirn gerunzelt. „Vielleicht, dass man immer Angst hat, wenn man nicht springt.“

Wovon schrieb Meret in Mühlenstedt? In welche Geschichte war sie hineingesprungen? Ich stellte mir meine Freundin in einem Haus vor, das hungrig seine Bewohner verschlang. Ich stellte sie mir in einem Wald vor, in dem leises Weinen widerhallte. Durch die Windschutzscheibe sah ich auf das Straßenband, doch eigentlich sah ich Meret. Ich sah sie am Tag ihrer Abreise, als ich sie hatte umarmen wollen und sie rasch in ihren Wagen geschlüpft war. Zuweilen glich sie einer verwirrten Fee, während ich wohl eher den Eindruck erweckte, als könnte man mich unbesorgt mit Hammer und Stacheldraht in die Pampa schicken, um Viehzäune zu reparieren - ein Pfadfinder-Mädchen mit Pferdeschwanz und Muskeln, die man sehen konnte. Dass mich manchmal das Dunkel einwickelte, merkte mir so schnell keiner an. Selbst wenn ich in einem Gewand aus Spinnweben und Rauhreif durch einen Rosengarten gesprungen wäre, hätte mich niemand mit einer Fee verwechselt. Meret wirkte auch ohne Spinnweben feenhaft. Sekundenlang tauchte sie vor meinem inneren Auge auf, dann verschwamm ihr Gesicht in den vorbeiflitzenden Büschen. Nach der nächsten Kurve war sie wieder da. Die Farben wurden klarer. Rote Locken, die sich in einem wirren Wust um ihren Kopf bauschten. Auf der Nase, fast unsichtbar hingestreut, eine Hand voll Sommersprossen. Grüne Augen, die zu oft nach innen blickten.

Am Horizont stieß eine Reihe Tannenwipfel in den Himmel. Durch das offene Fenster drängte schwer und weich, fast cremig die vom Sommer gesättigte Luft herein. Ringsum Wiesen aus Samt, Butterblumen steckten ihre Gesichter aus dem Gras. Von Norden - hoffentlich war es Norden - zogen Wolken auf, grauschwarz an den Rändern, aufgequollen hier, in Fetzen gerissen da. Grüne Dämmerung begann nach mir zu tasten. Der Tannenwald rückte näher, ragte als Wand vor mir auf. Nein. Keine Wand. Das war etwas Organisches, Lebendiges, das mich einsog. In dieser Atmosphäre erreichte mich sogar das Brummen des Motors nur noch gedämpft. Das Radio, das die ganze Zeit

gedudelt hatte, stieß eine Art Würgen aus, als hätte der Äther die Musik zerkaut und spuckte sie nun zurück in meinen Wagen. Ich stellte das Radio ab.

Die Tannen dünnten sich aus, wurden von Birken und Weiden verdrängt. Auch der Geruch veränderte sich. Noch überwogen Harz und Holz, doch ihr Duft wurde bereits von den Dünsten eines in der Hitze gärenden Sumpfes unterwandert. Es roch lebendig, aber zugleich musste ich an sterbende Frösche und Größeres denken, das in warmer Tiefe verweste. Zu beiden Seiten der Straße rückten Teiche und Schilf heran. Ich war jetzt mittendrin.

(...)